Unglücklichen, alle sechs Ratten (das ist die für die Prozedur bestimmte Anzahl) zu töten, so wird ihm das Leben geschenkt. Einem europäischen Reisenden wurde ein derart Geretteter vorgeführt, der eine vollständig durchfressene Backe hatte. Er hatte mehrere Ratten getötet, indem er sie mit dem Kinne zerquetschte; erst nach achtstündigem Kampfe mit den übrigen gelang es ihm, sie alle zu töten und so aus seinem Grabe hervorgescharrt zu werden.

*

(Pferdefleisch gesundheitsschädlich.) In der „Tägl. Rundschau" lesen wir: „Aus dem belagerten Ladysmith wurde seinerzeit gemeldet, daß die Besatzung wie die Zivilbevölkerung vielfach unter ruhrartigen Durchfällen zu leiden hätte; in dem belagerten Mafeking sollen die Eingeschlossenen ebenfalls zahlreich an Verdauungsstörungen erkrankt sein. Als Ursache dieser Magen-Darmleiden, die in belagerten Festungen zur Zeit noch immer aufzutreten pflegen, sieht man ja gemeinhin die ungesunden Wohnungs- und Ernährungsverhältnisse an, die unter den auf einen engen Raum zusammengedrängten Massenmassen herrschen müssen und die ja bei ihrer durch die Leiden, Strapazen und schlechte Ernährung herabgesetzten Widerstandsfähigkeit Seuchen leicht einen Angriffspunkt geben. Aber nach einer Beobachtung Professor Pflügers, des berühmten Bonner Physiologen, können diese Magen-Darmstörungen unter Belagerten noch eine andere Ursache haben. In der Regel steht auf dem Speisezettel der Belagerten, namentlich der Aermeren unter ihnen, Pferdefleisch an erster Stelle. Prof. Pflüger machte bei seinen Versuchstieren die Beobachtung, daß sie nach längerer Fütterung mit magerem und gekochtem Pferdefleisch darmkrank wurden. Erkundigungen, die er bei der Leitung des Zoologischen Gartens in Köln einzog, bestätigten seine Wahrnehmung: Pferdefleisch erzeugt auch bei Raubtieren Durchfälle, gegen die die zoologischen Gärten Fütterung mit Knochen als Gegenmittel anwenden. Die abführende Wirkung des Pferdefleisches äußert sich also nach dem Genuß des rohen wie des gekochten Fleisches, ja diese Wirkung ist bei gekochtem noch weit stärker, als beim rohen. Da der Genuß von Pferdefleisch sich in den letzten Jahrzehnten in Deutschland außerordentlich gesteigert hat, so schien es Prof. Pflüger wohl der Mühe wert, nach der eigentlichen Ursache, die das Pferdefleisch gesundheitsschädlich macht, zu forschen. Pferdefleisch unterscheidet sich ja in verschiedenen Punkten wesentlich vom Fleische anderer Schlachttiere; es ist außerordentlich reich an Zucker (Glykogen) und arm an Fett. Anfänglich schien der Fettmangel die Ursache der Darmaffektion zu sein, weil schon kleine Zulagen von Fett die abführende Wirkung des Pferdefleisches aufhoben; da aber auch nach dem Genuß von Pferdefleischbrühe dieselben gesundheitsschädigenden Wirkungen auftraten, und andererseits Knochen, Reis usw. sich als Gegenmittel erwiesen, so mußte doch ein eigener Stoff im Pferdefleisch vorhanden sein, der die Wirkung auf den Darm hervorruft. Es ist Prof. Pflüger zwar noch nicht gelungen, diesen Stoff rein darzustellen, doch ähnelt er in seinen Wirkungen dem Gift des Fliegenschwammes (Muskarin). Auf Grund seiner Versuche hat nun Prof. Pflüger für die Küche, besonders im Hinblick auf belagerte Festungen, einige Kochvorschriften entworfen, durch deren Befolgung sich die schädlichen Wirkungen des Pferdefleisches aufheben lassen. 1) Pferdefleisch muß gehackt werden und dabei einen Zusatz von Nierenfett vom Rind oder Ochsen erhalten (25 g auf 1 kg) und dann dann gebraten mit einer Mehlsauce oder als Schabefleisch genossen werden; 2) Pferdefleisch soll in Scheiben geschnitten, in Wasser gar gekocht, die Brühe fortgegossen und das Fleisch mit einer fetten Sauce mit Bier, Wein, Thee oder Kaffee genossen werden; 3) das Pferdefleisch wird mit einer reichlichen Menge von Nierenfett vom Rind oder Hammel gebraten und mit einer fetten Sauce gegessen. Aus der Belagerungsgeschichte von Metz wissen wir, daß zuletzt ruhrartige Darmerkrankungen unter den Franzosen außerordentlich häufig waren: man hat vielfach die mangelhafte Verproviantierung dieser Festung mit Kochsalz für den schlechten Gesundheitszustand der Truppen mit verantwortlich gemacht. Es würde jedoch auch jetzt noch die Feststellung sehr interessieren, ob sich nicht die Darmleiden unter den Belagerten von dem Zeitpunkte anfingen auffällig zu häufen, als sie zum Pferdefleisch greifen mußten."

*

(Ein Mißverständnis.) Aus dem unlängst erschienenen Buche, „Georg v. Bunsen, ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter Marie v. Bunsen," teilt die „Vossische Zeitung" folgende Anekdote aus der Versailler Zeit mit: „Der Kronprinz durchschreitet das mit Offizieren angefüllte Vorzimmer des Königs und fragt den Posten: „Ist der König zurück?" — Dieser, ein Sachse, antwortet präsentierend: „Ja, königliche Hoheit, Papachen sind ebenst hineingegangen." — Ein peinlicher Moment, weil der Kronprinz den Sachsen nicht in Acreit geben mag. Er sagt also zum Adjutanten, der zwischen ihm und dem Posten steht, halblaut: „Ist er besoffen?" —" Der Sachse aber, immer noch präsentierend: „Davon, königliche Hoheit, war nichts zu merken!"

*

(Eine echt amerikanische Hochzeit) hat jüngst in Kansas City und Rutkall stattgefunden. Da der Bräutigam unaufschiebbarer Geschäfte halber am Tage der Trauung in Washington sein mußte, und die Braut nicht rasch genug in Kansas City eintreffen konnte, wurde ein Arrangement mit der Telegraphengesellschaft getroffen, welche dem Paare eine direkte Verbindung zur Verfügung stellte. Der Bräutigam, der Pastor und zwei Zeugen befanden sich an der einen, die Braut, von ihren Eltern und einer Schwester begleitet, an der anderen Station. Sämtliche im Gesetze vorgeschriebenen Fragen und Antworten sowie die Ansprache, mit welcher der Pastor das Paar verband, wurden per Draht übermittelt, an jedem Ende von dem aufnehmenden Telegraphisten verlesen, und das alles so glatt und exakt, daß die Ceremonie knappe 20 Minuten in Anspruch nahm. Hoffentlich „hält" diese Schnellhochzeit.

*

(Der vorwitzige Schusterjunge.) Einem sehr liebenswürdigen, aber auch heftig aufgebrachten Professor in G. begegnet ein windiger Schusterjunge. Mit großer Unverfrorenheit erkundigt sich der Junge bei dem Professor nach der Zeit. Als dieser, nachdem er die Uhr gezogen und nachgesehen hatte, in freundlicher Weise sagt: „Es ist pünktlich 7 Uhr, mein Sohn!" vergeßt der Bengel die Hände in den Hosentaschen und sagt dreist: „Wollen Sie dann nicht so gütig sein um 8 Uhr meine Großmutter grüßen?" Damit sacht er das Weite und der aufgebrachte Professor hinterher. Ein des Weges kommender Kollege hemmt schließlich den Lauf des sonst so würdigen Herrn. „Denken Sie, lieber Herr Kollege," sagt letzterer noch immer im Zorn, „sagt mich der Galgenvogel nach der Zeit, und als ich ihm auf 7 Uhr Bescheid gebe, sagt er, ich solle um 8 Uhr seine Großmutter grüßen!" — „Aber, Herr Kollege!" antwortete der andere, „da hatten Sie ja noch eine Stunde Zeit und brauchten nicht so zu laufen!"

Humoristisches.

(Das kleine Kügelchen.) Herr Bauer hat sich für viel Geld einen Barometer gekauft. Um nicht das schwere Instrument beim Aufhängen zu beschädigen, läßt er sich einen Schlosser kommen, der auch den Barometer sachgemäß annagelt. Plötzlich fällt etwas zur Erde. Erschreckt eilt Herr Bauer herbei und fragt: „Mensch, Sie haben mir doch nicht den kostbaren Barometer zerbrochen?" „Nee, beruhigen Sie sich man, 's is nischt kaputt," war die Antwort, — ich habe bloß aus Versehen da unten det kleene Kügelchen abjeklopft!" —

(Grobes Echo.) Ein Ehemann hat ein bitterböses Weib. Verstimmt geht er in Gottes freie Natur und ruft seinen Kummer laut in den Wald hinein: „Was soll ich mit meinem Weibe anfangen, damit ich erreiche mein Hausrecht?" — Echo „Haus recht!"

(Zuvorkommend.) Vater: „Höre, Heinrich, das wirst du doch wohl selbst einsehen, das fröhliche Kneipenleben verträgt sich mit den ernsten wissenschaftlichen Studien nicht." — Sohn (Student): „Ja, lieber Vater, das habe ich auch eingesehen und deshalb schon seit einigen Wochen das dumme Studieren aufgegeben."

(Darum.) A.: Deine Frau hat, wie ich eben bemerke, ganz dunkle, ausdrucksvolle Augen." B.: „Ja, ja; Vergißmeinnichtaugen." — A.: „Wieso? Sie sind doch nicht hellblau!" — B.: „Nein, aber wenn ich abends fortgehe, sieht sie mich so eigentümlich an, daß ich immer an sie denken muß."

Nr. 20. 1900.

Der Erzähler.

Beilage zur „Gummersbacher Zeitung."

Gummersbach. Druck und Verlag von Friedrich Luyken, verantwortlicher Redakteur: Carl Luyken.

Tante Hädicke.

Von Curt Julius Wolf.

Nachdruck verboten.

Es ist nicht jedermanns Sache, sich auf die Dauer im Tumult einer Großstadt wohl zu fühlen. Wer ein ruhiges, gleichmäßiges Dasein liebt in der behaglichen Eingeschränktheit kleiner Verhältnisse, dabei ein tiefes und warmherziges Gemütsleben höher stellt als das Blendwerk einer sich geistreich gebärdenden Oberflächlichkeit, der staunt mit weher Beklemmung in das fieberhafte Treiben einer hunderttausendköpfigen Menschenmenge hinein, die sich auf der einen Seite in einem scharf potenzierten Kampf ums Dasein zerreibt und auf der andern in einem raffinierten Freudenkultus, in einer tollen Sucht nach Augenblicksgenüssen nimmer genug thun kann. Gleichwohl findet er in diesem verwirrenden Durcheinander menschlicher Größe, Flachheit und Gemeinheit, der stillen Insel im Ozean gleich, nicht selten eine Stätte, wo in trauter Enge eine gute Seele waltet und ihr milde Wärme ausstrahlt über jeden, der sich ihr erschließen mag.

Ich habe eine solche Insel, ein solches Sonnenheim gekannt.

Nicht weit von den „englischen" Anlagen, ziemlich am Rande der Stadt, in einer ruhigen Seitenstraße, fand das schmucke, zweistöckige Haus und hatte eine gastlich breite Thoreinfahrt. Denn im Erdgeschoß betrieb Ehregott Dottermusch, ein Mann, so bieder wie sein Name, eine flottgehende Stellmacherei. Die Werkstatt lag im Hofe, dort lagen auch die schönen kernigen Waldstämme, oben und unten von der Säge in einem glatten Kreis abgeschnitten. Es war fast rührend zu sehen, daß sie, trotz der langen Lagerzeit den Winter über, im ersten Jahre immer noch zum Frühling zarte grüne Zweiglein trieben, als wollten sie den unversehrten Kameraden in den Anlagen drüben in keiner Weise nachstehen. Das hinderte aber den Meister Dottermusch und seine Gesellen nicht, ihnen alsbald mit der großen Säge zu Leibe zu gehen. Die fraß sich nun mit ihren scharfen Zähnen tiefer und tiefer ins Holz, warf zu beiden Seiten gelbe Sägemehlhäufchen auf und dann zerfiel der ungefügte Baumriese in glatte, schnurgerade Balken und Bretter. Daher hatte man auch im ganzen Hause beständig den Geruch des frischen Holzes, und wenn man die Augen zumachte und dabei das Rasen der Säge hörte, konnte man sich leicht unter die Holzfäller auf eine sonnige Bergwaldblöße hinträumen.

Oben gelangte man zunächst an eine hellgestrichene Glasthür mit blütenweißen Vorhängen. „Frau Gertrud Hädicke, Privata", stand auf dem runden Porzellanschild, und wenn man klingelte, kam sie in der Regel selber, die alte Dame, klein, von maßvoller Rundlichkeit, kamm ein Fältchen im klaren Matronengesicht, immer sauber, immer freundlich.

Zwei Jahre habe ich bei ihr als Garçon gewohnt und diese beiden Jahre werden mir unvergeßlich bleiben. Wie gern hat man den asphaltmüden Fuß aus dem Tohu-wa-bohu der inneren Stadt zurückgesandt in die kleinbürgerliche Stille der schmalen Seitengasse, in den soliden Frieden jenes behäbigen, holzduftenden Hauses. Auch später bei gelegentlichen Durchreisen habe ich stets der „Tante" Hädicke meinen Besuch gemacht, um ein Stündchen in alter Weise mit ihr zu verplaudern und so ist mir die Erinnerung an ihre liebe Person und an ihr lichtvolles Heim in meinem bewegten Leben zu einem wahren Gedankenasyl geworden.

Sie wurde früh zur Witwe und lebte von den Zinsen eines bescheidenen Kapitals, bekam wohl auch von einer Unfall-Versicherung eine kleine Rente. Kinderlos, wie sie war, und ohne jeden Verkehr, machte es ihr immer Freude, wenn man ihr einmal auf ein paar Stunden in ihrem einsamen Witwenstübchen Gesellschaft leistete, an langen Winterabenden etwa oder stillen Sonntagnachmittagen. Das Stübchen ging auf den Hof hinaus; die vorderen Zimmer hatte sie dem Mieter eingeräumt, damit er das Gerausch der Werkstatt nicht aus erster Hand empfing. Sie hatte sich recht behaglich eingerichtet und über all ihren bequemen Möbeln aus der Großvaterzeit schwebte jener milde Alt-Frauengeruch, der an häufige Kaffeebereitung erinnert, an Lavendel und getrocknete Rosen, die im Gesangbuch und zwischen alten Briefen gleich Reliquien aufbewahrt werden. Auf dem Vertikow tickte die Pendule, eine von diesen längst aus der Mode gekommenen Stehuhren mit deutschen Stundenziffern, dunklem Holzgehäuse und zwei weißen Alabastersäulen, zwischen denen der als strahlende Sonne geformte Pendel die Zeit abmißt. Seinen Platz erhielt man gewöhnlich auf dem Sofa, unter den gelblichen Photographieen des Seligen, eines hübschen Landhauses, das von Bäumen umgeben war, und einer kleinen einstöckigen Fabrik. Sie selbst saß entweder nähend auf ihrem Fensterlieblingssitz oder am Tisch gegenüber, der weiße Scheitel und die klaren Züge von der Hängelampe freundlich beleuchtet. Kaffee oder Thee wurde in der Regel getrunken und mancherlei geplaudert.

Einmal, an einem regnerischen Nachmittag — das Wetter war zum Ausgehen zu miserabel — hatte mich auf meiner Stube die Langeweile gefaßt; aber gründlich. Es war vielleicht auch noch etwas anderes dabei. Solche Regentage drücken ja mit ihren feuchten Schauern schwer auf eine einsame Seele. Dann kann ihr nichts gefallen, weder die bunte Welt der Menschen draußen, noch das Buch, noch die Arbeit. Das Herz, unter dem abstrakten Kreis der Ideen ist unversehens aufgewacht und voll Behmut seiner Einsamkeit inne geworden. Es klopft so bang, so beklommen — der Mensch sehnt sich zum Menschen.

Ich ging zur Tante Hädicke.

Sie saß am Fenster und stopfte Strümpfe, ich glaube, es waren die meinigen. Das blasse Gesicht zwischen den Blumenstöcken schien mir beschattet und ein kleines schwarzes Spitzenhäubchen lag auf den weißen Haaren.

„Sie stören nicht, Herr Wolf," erwiderte sie freundlich auf meine banale Einführung. „Immer setzen Sie sich zu mir. Wohl ein wenig Langeweile gehabt — ja?"

Ich sagte ihr, daß es noch etwas anderes sein könnte.

„Ja, das kenn' ich, das ist mir früher auch so gegangen, manchmal nicht zum Aushalten. Sie müssen denken, daß ich noch jung war, als mir mein Mann starb, jung und weich —"

Sie ließ die Arbeit sinken und ihre Augen gingen sinnend auf den Hof hinab. Unten schichtete Meister Dottermusch mit seinen

Gesellen frisch geschnittene Bretter"auf. Sie nickte ihm unmerklich zu, obschon er garnicht herausgegrüßt hatte.

„Sehn Sie, wie fleißig der Meister ist, trotz seiner grauen Haare und seiner krummen Finger? Der hat auch viel durchgemacht in seinem Leben, seine Frau und zwei hübsche Buben kurz nach einander begraben. Wenn ich in der ersten Zeit so hier saß, ganz verzweifelt und mich in das harte Schicksal nicht hineinfinden konnte, und ich sah den stillen Mann zu allen Zeiten unverdrossen beim Werk, dann fand ich wohl heraus, wieviel Trost die Arbeit hat. Und ich that's ihm nach und bin ruhiger und gefaßter geworden. Der gute Dottermusch! In dieser Art ist er ohne Wissen mein bester Freund gewesen, die ganze schwere Zeit — ja ja!"

„Sie haben mir noch gar nichts von Ihrem Gatten erzählt. Frau Hädicke, überhaupt weiß ich nichts aus Ihrem Leben —"

„Warum soll ich Ihnen eine traurige Geschichte aufdrängen? Sie sind ja noch jung und mögen wohl lieber heitere Sachen hören?"

„Nun, ich dächte, gerade die traurigen Erlebnisse sind an Erfahrung die reichsten, und die ist doch der Jugend immer nützlich. Es soll wenigstens so sein."

„Ach, Sie werden schon selbst noch genug erfahren müssen. Aber gut, wenn Sie's wirklich interessiert, erzähle ich — hm. Na, ohne alle Umschweife: Von meiner Kinder- und Mädchenzeit ist nicht viel zu sagen. In einer kleinen Stadt wird man ja spät selbständig, ich meine, daß das eigene Gemütsleben mit seinen Sondererlebnissen viel später beginnt. Vorläufig dreht sich alles um die Eltern und in einer solchen Familie ist alles gemeinschaftlich. In Liebessachen erst recht sind da die jungen Mädchen nicht so frühreif und so überspannt wie hier in der Großstadt. Auch war mein Vater Kantor und hielt uns deshalb mehr zur Frömmigkeit und einer praktisch-wirtschaftlichen Thätigkeit an. Erst die Tanzstunde brachte den ersten Freudenrausch, den man ganz für sich auskosten durfte. Da waren wir im Mittelpunkt und fühlen auch zum erstenmal ein klein bischen unsere Macht. Ich glaube, die Tanzstunde bleibt immer die schönste Jugenderinnerung. Wie glücklich war man, wenn einem da so ein verlegenes Herrchen ein Bouquet überreichte! Und mit welcher Freude brachte man erst eine volle Tanzkarte nach Hause!

Für mich hat aber die Tanzstunde auch eine kleine Gefahr gehabt. Nun, sie hat sich verzogen und ich kann wirklich sagen, zu meinem Glück. Ich hatte nämlich zwei Verehrer. Der eine war ein seelensguter Mensch, still und zurückhaltend, und, sehen Sie, von diesem, Bernhard hieß er, wollte ich durchaus nichts wissen, trotzdem er nachher doch noch mein Mann geworden ist. In den andern aber, den einzigen Sohn des Doktors, ein hübscher, flotter Mensch, war ich ganz verschossen. Er hatte mir Heines „Buch der Lieder" geschenkt und machte selbst Verse. Doch er war ein Schmetterling und bereitete sich nebenbei auch mit andern den Spaß. Meine Mutter redete mir rechtzeitig die Sache aus dem Kopf, obschon mein Herz noch immer an ihm hing. Mit der Zeit aber hab' ich's doch eingesehen, daß er der Rechte für mich nicht war. So erlebte ich die erste Enttäuschung, und sie war sehr schmerzlich. Der galante Schürzenjäger ist's gar nicht wert gewesen. Lange Zeit habe ich mich an keinem Vergnügen beteiligt. Immer zu Hause, in der Kirche und am Nähtische. Bernhard aber war mir treu geblieben. Er versäumte es nie, mich einzuladen, und wo es nur ging, umgab er mich mit seiner zarten Aufmerksamkeit. Dabei fiel über den Doktorssohn kein schlechtes Wort; er blieb immer derselbe, immer warm und immer herzlich. Da gingen mir die Augen auf über seinen wahren Wert, und ich wünschte mir, an seiner Seite durchs Leben zu gehen. Vielleicht hab' ich ihn merken lassen — kurz, die Erklärung kam sehr schnell.

Wir waren bei einer Freundin zum Geburtstag eingeladen, die ganze Tanzstundengesellschaft, auch die Herren. In der Kleinstadt ist das so. Bernhard war da und auch meine erste Liebe, der Doktorssohn. Der kümmerte sich aber gar nicht um mich, und ich mich nicht um ihn, ich war vollständig geheilt. Der Tag war prächtig. Die Sonne blitzte auf den goldenen Tassenrändern, um den Kuchen summten die Fliegen und alles in der Stube war seelenvergnügt. Das Haus lag am Markte und dort gab eine Seiltänzervorstellung. Quer über den Markt war das Seil gespannt, hüben und drüben an starken Dachbalken festgemacht. Viele Leute waren darunter versammelt, und die Drehorgel spielte immer zu.

Wir junges Volk schauten lachend aus allen Fenstern. Bernhard war an meine Seite getreten, und wir kamen ins Gespräch, ganz auf einmal und ganz ineinander vertieft. Die Freunde um uns her verschwanden wie hinter einem großen Vorhang und auch auf den Seiltänzer achteten wir nicht mehr.

Da sah ich auf einmal ganz erschrocken, daß wir allein waren. Alles davon, alles hinunter. Ich fuhr auf. Bernhard hatte aber schon den Arm um meine Schulter gelegt und sah mir so treuherzig in die Augen, daß ich stillhalten mußte, ob mir auch das Herz zu springen drohte.

„Warum willst du fort, Gertrud? Willst du nicht bei mir bleiben?"

Ach, ich brachte kein Wort heraus, die Thränen liefen mir immerfort über die Backen.

„Bernhard!" schluchzte ich, und da hatte er mich schon an seine Brust gezogen und unter Thränen küßten wir uns.

Derweil war draußen der betrunkene Seiltänzer vom Seil gestürzt und lag als ein lebloser Klumpen tot auf dem Pflaster. Die Drehorgel brach mit einem schrillen Tone ab, die Leute schrieen und rannten durcheinander. Dann kamen die Freunde hereingeschlichen, blaß, kleinlaut und die Mädchen waren ganz zerstört. Und ich lehnte halb ohnmächtig an der Wand. Bernhard streichelte mir sanft über die Haare.

„Komm nach Hause, Gertrud," sagte er, und wir gingen, schweigsam Hand in Hand. Keins hat weiter auf uns geachtet und keins ist zu uns gekommen, um uns Glück zu wünschen, zu unserer Verlobung.

Und sehen Sie, Herr Wolf, das mit dem Seiltänzer war und blieb eine seltsame Sache. Es ist, als hätte mir nach jenem ersten Kuß das Schicksal einen Wink geben wollen. Mir ging's immer im Kopfe herum, und ich bin ernstlich krank geworden. Jeder Traum brachte den Seiltänzer, und wenn ich ihn so schrecklich deutlich auf dem Pflaster liegen sah war es — mein Bernhard.

Er redete mir freilich die trüben Ahnungen aus. Und ich war ruhig —, wenn ich nur seine herzliche Stimme hörte. Warum sollte ich ihm nicht mehr glauben, als meinen thörichten Gedanken? Er war so fest und so bestimmt, und ich liebte ihn über alles.

Nun sollte der Vater seine Einwilligung zur Heirat geben.

„Ja, was wollt Ihr denn?" meinte er, „Ihr seid ja die reinen Kinder!"

Bernhard ließ sich aber nicht abbringen. Er kaufte sich bei H. eine chemische Fabrik und warf sich tüchtig ins Zeug, um sie hochzubringen: denn der seitherige Besitzer war verkracht und ins Irrenhaus gekommen.

Eines Tages kommt Bernhard und fragt wieder an.

„Nu, meinetwegen," sagt der Vater, als er die Bücher gesehen. Da haben wir uns geheiratet.

Ach Gott, was kam für eine schöne Zeit! Die Fabrik lag weit draußen vor der Stadt, fast auf dem Dorfe. Sie war nicht groß: aber hell und freundlich. Und erst das Wohnhaus daneben! Ein liebes Nest; dort können Sie's auf der Photographie sehen. So klein und traut, halb versteckt von den Obstbäumen. Rosen vor den Fenstern und das weite wogende Feld. Sonntags zitterten die Glockenklänge drüber hin. Früh kamen die Dorfleute vorbei und nachmittags die Städter, wenn sie spazieren gingen. Die schauten neugierig über das Stacket: Was sich da wohl für wunderbare Leutchen mochten eingenistet haben. Und wir saßen in der Laube versteckt, wenige Schritte davon, und sahen alles und lachten sie aus. Wir sind vielleicht zu glücklich gewesen. Oft, wenn ich allein war, ist mir deshalb schrecklich bange geworden, und ich weiß nicht, wie es kam, aber der Seiltänzer ging mir wieder im Kopfe herum. Wenn dann Bernhard des Mittags ein Stündchen schlief, hab' ich manchmal vor dem Sofa auf den Knieen gelegen, hab ihn betrachtet und nicht gewußt, ob ich mich freuen oder ob ich weinen sollte.

Hat das Auge eine solche Macht auf eine geliebte Seele?

Jedesmal wachte er auf, und doch war ich so mäuschenstill gewesen.

„Soll ich was, Gertrud?" frug er. „Geh, Schatz, laß mich doch ein Weilchen ruhen."

„Aber Bernhard, ich habe dich ja gar nicht gerufen."

Drei Jahre des Glückes sind so hingegangen. Dann kamen die Sorgen. Mit einem Male; denn vom Geschäft hatte er bisher nie zu mir gesprochen — der einzige Vorwurf, den ich ihm zu machen habe. Die Fabrik ging ja immer; aber es kam kein Geld ein. Er war eben zu gutmütig und viel zu wenig auf die Sicherheit der Außenstände und auf seinen Vorteil bedacht. Und die Bauern mit ihren treuherzig-schlauen Gesichtern nützten das aus, auf die raffinierteste Weise, und entzogen sich ihm, wo sie nur konnten. Das verleidete ihm die Sache. Deshalb wollte er auch gleich die Fabrik verkaufen. Ich war ganz bestürzt. Fort sollten wir aus dem lieben sonnigen Winkel? Vielleicht gar in die Stadt? Nein, das konnte doch nicht geschehen.

„Bernhard, thu's nicht!" bat ich. „Wir wollen uns noch mehr einschränken. Wir machen ja so schon keine Ansprüche. Wir haben keine Gesellschaft, wir besuchen weder Konzert noch Theater, kaum daß wir an Feiertagen mal in die Stadt kommen, wenn wir so fortfahren und du gehst schärfer gegen die Kunden vor, dann muß es doch gehen."

Es half nichts, er blieb dabei.

Nur zu schnell fanden sich leider auch die Käufer. Ihre Angebote waren verlockend, ihre Anzahlungen — Hypothekenbriefe. Gläubig und ehrenhaft wie mein Bernhard war, ging er darauf ein, und nun war's aus. Er reiste hierhin und dorthin und wurde überall abgewiesen mit den abscheulichen Papieren. „Ohne Geld komme ich nicht zurück," schrieb er und ging bis nach Berlin. Unsere Gläubiger hatten inzwischen vom Verkauf erfahren und kamen mir, einer nach dem andern, ins Haus. Ich hatte einen schweren, schweren Stand. Gott, ich war ja so unerfahren! Ich schrieb ihm einen kläglichen Brief.

„Melde den Konkurs an," antwortete er und da mußte ich ins Gericht.

„Warum kommt Ihr Mann nicht selber?" hieß es. Ich konnte keine Antwort geben. „Wo ist Ihr Mann?"

„In Leipzig, in Magdeburg, in Berlin —"

„Ja, wissen Sie denn, ob Ihr Mann überhaupt wiederkommt?"

Herr Wolf, ich hätte den Herrn auf diese abscheuliche Frage ins Gesicht schlagen können!

„Wenn er in zwei Tagen nicht zurück ist," hieß es weiter, „müssen wir ihn gerichtlich ausfindig machen und holen lassen."

Ich ging aufs nächste Telegraphenamt: „Bitte, komme so schnell wie möglich," telegraphierte ich, und in der Nacht, da war er da. O mein Gott, was für ein Wiedersehen! Gleich bleich war er und so traurig.

„Mein armes Weib!" sagte er und bat mich um Verzeihung. Der gute Mann, er dachte nur an mich! Und die Sache stand gar nicht so schlimm. Selbst das Gericht meinte, bei soviel Außenständen wäre das doch gar kein Konkurs.

„Aber was soll ich ohne Geld machen? Womit soll ich mir die Gläubiger vom Halse schaffen?"

So ließ er es dabei. Und das kann ich Ihnen sagen, Herr Wolf, alle Gläubiger sind vollständig befriedigt worden, keiner wurde geschädigt. Sein Vermögen freilich war hin. Nur das meinige hatte er gerettet und ganz unversehrt.

„Nun habe ich keinen Pfennig mehr," sagte er, „willst du wieder zu deinen Eltern, Gertrud?" Der arme, gute Mann! Da habe ich mit dem Meinigen stillschweigend bei W. eine andere Fabrik gekauft, weit fort von H., und zu seinem Geburtstag überraschte ich ihn damit. Er weinte an meinem Halse.

Gott sei Dank: Nun war alles wieder gut. Im neuen Hause kehrte auch das Glück wieder bei uns ein. Stiller war mein Bernhard freilich geworden und nach außen viel gemessener; dafür strömte seine Herzlichkeit eben ganz auf mich. Die Menschen hatten wir kennen gelernt, so blieben wir auch diesmal ganz für uns. Er arbeitete das Doppelte, die Fabrik ging, und das erste Jahr hatte einen recht guten Abschluß gehabt. Außerdem lebten wir auch in einer freudigen Hoffnung.

Aber da kam der Unglückstag. Im August war's und so wunderschönes Wetter. Gerade wie damals, als wir uns verlobten, und der Seiltänzer auf das Pflaster stürzte. Wir hatten in der Laube Kaffee getrunken; es war Sprengstoff herzustellen und mein Bernhard war gleich wieder in die Fabrik gegangen, still und heiter, wie alle Tage. Ich nähte Kindersachen, ganz kleine, und war so unaussprechlich glücklich dabei. Da giebt's in der Fabrik einen fürchterlichen Krach, die Steine pfeifen um mich herum, und der Luftdruck wirft mich von der Bank. Als ich mich dann aufraffte und aus der Laube stürzte, brachten sie ihn getragen. Er lebte noch; wie er aber aussah — oh! das — das branche ich wohl nicht schildern. Mit meinem Namen auf den Lippen ist er schnell gestorben. Ich brach zusammen. Sie trugen mich ins Bett und schickten zum Arzt. Noch ehe der kam, hatte ich mein einziges Kind geboren und das war tot.

Tante Hädicke verstummte und legte das Gesicht in die flachen Hände. Unten machte Meister Dottermusch Licht in der Werkstatt; denn der Abend war schnell und düster hereingebrochen. Die Dämmerung hatte auch das kleine Zimmer ganz ausgefüllt, und es war, als wogten blutige Schatten darin auf und nieder. Ich hielt den Atem an und das Herz preßte sich mir zusammen. Aber die alte Uhr tickte kühl und gleichmäßig auf dem Vertikow und im Hofe unten rührten sich Säge und Holzmeißel von neuem.

„Wir wollen lieber auch die Lampe anbrennen," sagte sie nach einer Weile und stand auf. „So in der Dämmerung sitzen mit den alten Geschichten im Kopfe, das ist nicht gut. Ich will auch gleich das Abendbrot zurecht machen. Sie bleiben doch zu Hause Herr Wolf, und nehmen bei mir vorlieb. Ich thu's natürlich nicht umsonst, Sie sollen mir nachher recht viel auf dem Klavier vorspielen, von Weber und Schubert und Schumann. Also bis nachher —"

Allerlei.

(Grasspflaster.) Zu dem Pflaster von Asphalt, Holz und komprimiertem Papier hat sich neuerdings auch noch ein sogenanntes „Grasspflaster" gesellt. Das längs den Gestaden des Atlantischen Ozeans in ungeheueren Mengen wuchernde Strandgras wird infolge seines hohen Gehaltes an Kieselsäure von den Amerikanern zu Versuchen in dieser Beziehung benutzt. Nachdem das Gras einem Imprägnierungsverfahren mit verschiedenen Erdharzen und pech- und teerhaltigen Oelen unterworfen worden, preßt man die so erhaltene Mischung unter ungeheuerem Drucke in Quadern oder Blöcke von 52 Centimeter Länge und sechs Centimeter Dicke zusammen. Um ihnen beim Pflastern den erforderlichen Halt zu geben, werden sie mittels eiserner Krampen untereinander verbunden. Diese Grasspflastersteine sind in hohem Grade elastisch, werden weniger als jedes andere Material abgenutzt und erfahren weder durch Wärme noch durch Kälte eine merkliche Veränderung. Ihr größter Vorzug besteht darin, daß sie das Geräusch der Räder weit wirksamer abdämpfen, als jedes bisher bekannte Pflaster. In Gegenden, in denen das Strandgras schwer zu beschaffen ist, hat man es durch Stroh zu ersetzen unternommen und auch bei diesen Versuchen gute Resultate erzielt.

(Lächerliche Charpiezupferinnen.) In den großen Londoner Theatern kann man jetzt sehr oft einem ebenso originellen, als grotesken Schauspiele beiwohnen. In den Logen sitzen zahlreiche vornehme Damen in glänzender Soireetoilette, mit unbezahlbaren afrikanischen Straußfedern auf dem Kopfe und wertvollen Transvaalbrillanten an Hals und Brust, und zupfen in den Zwischenpausen Wollcharpie. Die lächerlichen Charpiezupferinnen arbeiten natürlich für die Soldaten des Feldmarschalls Roberts. Aber weshalb verkaufen diese menschenfreundlichen Damen, anstatt öffentlich zu posieren, nicht lieber ihre mit Edelsteinen besetzten Hufedern und ihre unschätzbaren Halsketten, wenn sie die englischen Soldaten durchaus unterstützen wollen? Einzelne „Artistokratinnen" fertigen im Theater sogar Strümpfe, Unterwesten und — Unterhosen für die Herren Offiziere an.

(Eine der furchtbarsten Strafen), die je ersonnen worden sind, ist die folgende, gewöhnlich bei Diebstählen in Zentralafrika angewendete: Der Delinquent wird bis an das Haupt eingegraben. Rings um die Grube sind an kleine Pflöcke Ratten gebunden, die just bis zu dem Kopfe des Verurteilten gelangen können. Da man die Tiere zuvor ohne Nahrung ließ, so stürzen sie sich mit Heißhunger auf das arme Opfer und beginnen, es anzunagen. Diejenigen Ratten, welche so unvorsichtig sind, sich dem Munde des Verurteilten zu sehr zu nahen, büßen diesen Versuch mit dem Tode; denn der Verurteilte beißt ihnen die Köpfe ab. Gelingt es dem